

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

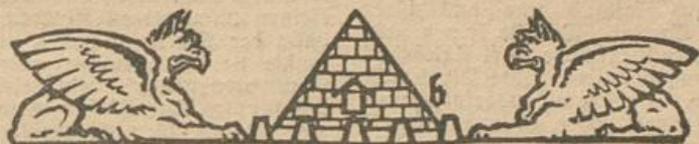
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932

24.1.1932 (No. 4)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 4



24. Jan. 1932

C. A. Voß / Die Gräfin Hochberg

Ehe und Mutterschaft (1787—1804).

II.

Als der regierende Markgraf Karl Friedrich von Baden fünf Tage nach seinem sechzigsten Geburtstage am 27. November 1787 mit der zur Freifrau von Hochberg erhobenen neunzehnjährigen Hofdame seiner Schwiegertochter, mit Luise-Karoline Geyer von Geyersberg, vor den Altar trat, reichte er ihr die Linke, statt wie üblich die Rechte. An sich ein äußerlicher Vorgang, für die beiden aber, die da vor dem Priester standen, so schicksalshänger wie nur einer ihres Lebens. Er bedeutete für Luise-Karoline: sie wird in ihrer Ehe nicht den Namen und Stand ihres fürstlichen Gatten teilen, sondern eine einfache Adlige bleiben, er bedeutete für ihre Kinder, wenn ihr der Himmel welche schenkte: sie werden nicht Mitglieder des markgräflichen Hauses sein, kein Thronfolgerecht besitzen, weder Prinzenrang — noch Titel erhalten und — keinen Anspruch auf Apanage haben. Diese juristischen und finanziellen Folgen einer morganatischen Eheschließung aber waren ja gerade die bestimmenden Gründe gewesen, weshalb der sparsame Fürst keine zweite ebenbürtige Ehe einging. Allein er, Karl Friedrich, war eben doch der regierende Markgraf von Baden, das Haupt des „altweltfürstlichen“ Hauses der Zähringer, und seine, auch aus einer morganatischen Verbindung hervorgehenden Kinder würden das Blut eines der ältesten Fürstengeschlechter der Welt in ihren Adern tragen. So entsprach es denn durchaus dem vorzorgend-hausväterlichen Sinne Karl Friedrichs, wie seinem dynastischen Gefühle, wenn er sich für den Fall männlicher Nachkommenschaft aus „seinem zweiten Bette“ nähere Bestimmungen über ihr Sukzessionsrecht vorbehielt. Genau wie er war, legte er diesen Vorbehalt in einer „Versicherungsurkunde“ vom 24. November 1787 nieder, die seine beiden in Karlsruhe anwesenden ältesten Söhne unterzeichneten. Das Schriftstück wurde außerdem in einem feierlichen Staatsakt und in Anwesenheit aller Würdenträger des Hofes der neuen Freifrau von Hochberg vorgelesen, die ihrerseits dann einen „eidlichen Revers“ unterschrieb mit der Verpflichtung, „die in der Versicherungsurkunde enthaltenen Bestimmungen zu achten“. Karl Friedrich war also entschlossen, „gegebenenfalls“ die rechtliche Wirkung seiner Ehe linker Hand für eine männliche Nachkommenschaft — aber nur für diese, nicht etwa auch für die Mutter — ganz oder teilweise aufzuheben. Seitdem es morganatische Ehen gibt, bis herab zu der berühmten unserer Tage des Erzherzogs Franz Ferdinand mit der Gräfin Chotek, bestand der Hauptlebensinhalt der so verbundenen Gatten darin: gerade das wieder zu beseitigen, was sie durch die Art ihrer Eheschließung besiegelt hatten. Und so streckte denn das an Konflikten trachtige Wesen einer solchen Verbindung, die gesellschaftlich und rechtlich keine Bollehe und doch eine richtige christliche Ehe sein soll, auch hier schon leise seine spitzigen heimtückischen Krallen hervor. —

Daß Luise-Karoline sich um all diese Dinge, ihre Tragweite, ihre Folgen viel gekümmert hat, ist bei ihrem Gange zur Sorglosigkeit, der ihr später von ihrem Mann den Namen „Frau Sans-Souci“ einbrachte, nicht wahrscheinlich. Sie freute sich mit ihren neunzehn Jahren zunächst einmal der Gegenwart: des Märchens ihres Aufstiegs an der Seite des Serenissimus und der Aussicht auf eine reiche Zukunft, befreit von diesem täglichen Alldruck „ob es reicht“, der bisher ihrer Mutter und ihr das Leben vergällt hatte.

Bürgerlich gesprochen heiratete Luise-Karoline „in die angenehmen Familienverhältnisse“. Der Liebe und Treue ihres Mannes — der letzteren schon wegen seiner ganzen Weltanschauung — war sie gewiß. Auch bei den übrigen Mitgliedern der markgräflichen Familie durfte sie die beste Aufnahme erwarten, vor allem — und das war, wie die Dinge lagen, besonders wichtig — bei der Erbprinzessin Amalie, ihrer bisherigen Herrin und Gönnerin, der sie ja auch im Grunde ihre jetzige Erhöhung verdankte.

Amalie vertrat an dem sonst etwas spießbürgerlichen Karlsruher Hofe „die große Welt“. Sie war in der Umgebung Katharinas II und Friedrichs des Großen herangewachsen, von dessen Schwester sie den Namen trug und der ihrer Mutter, der berühmten „großen Landgräfin“ Karoline von Hessen-Darmstadt den Grabstein gesetzt hatte mit der Aufschrift: *sexu mulier, ingenio vir*. Und etwas vom Geiste der Mutter war auch auf die Tochter übergegangen: noch im Alter erzählte sie gern, es wäre ihr als junges Mädchen nicht schwer gefallen, wenn die Mätelichkeit bestanden hätte, dem Helden des siebenjährigen Krieges (er näherte sich damals schon den Sechzig) die Hand zu reichen. Jetzt war sie erst 33 Jahre alt, eine hohe schlanke Erscheinung, von einer großen fürstlichen Würde in ihrer ganzen Haltung, mit einem feinen blauen Gesichte und kurzschichtigen Augen, die unter den halbgeschlossenen schweren Lidern und den langen Wimpern wie müde nur mit einem schmalen blauen Spalt hervorblickten. Sie verstand flug und angenehm zu plaudern, sogar, wenn sie wollte, mit einer leichten Koketterie und gutigem Humor, ohne aber je einen Augenblick zu vergessen oder vergessen zu lassen, daß sie Fürstin war. In ihrer Ehe hatte sie in zwölf Jahren acht Kinder gehabt, die alle bis auf eines lebten, aber sie war trotzdem eine Frau geliebt, die man sich — wie Goethe es von seiner Schwester Cornelia gesagt hat — nie recht als verheiratet vorstellen konnte und die „als Aebtissin in einem Kloster recht eigentlich am Plage gewesen wäre“.

Der 32jährige Erbprinz Karl Ludwig war eine schwächere Natur als seine Gattin. Er war im Schatten seines berühmten Vaters und seiner gelehrten Mutter herangewachsen und, als er

mit neunzehn Jahren seine um ein Jahr ältere Frau heiratete und nun wieder neben eine stärkere Persönlichkeit geriet, blieb er auch da immer in der zweiten Linie. Er war schüchtern und neigte zu Misstrauen — „retraugiert in seine Augenbrauen“ hat Goethe ihn geschildert — aber, wo er den Schwung zu persönlichem Hervortreten fand, gewann er die Menschen durch seine lebenswürdige, gut unterrichtete Art. Er hätte, wäre er zur Regierung gekommen, wohl die traditionellen Regierungstugenden der Zähringer entwickelt: kluge Zurückhaltung, fleißige Pflichterfüllung und Güte.

Die Ehe zwischen den Geschwisterkindern war ohne besondere Neigung geschlossen worden, sie wurde aber für beide sehr glücklich (ein wenig schwach, das sei kein Fehler für einen Chemann, hat Amalie später einmal geschrieben). Zurzeit wuchsen schon sechs Kinder heran, die beiden Ältesten ein Mädchenswillingspaar, das Jüngste ein einjähriger Sohn. Alle fünf Prinzessinnen waren anmutige, und hübsche Mädchen, denen eine glänzende Zukunft winkte.

Im übrigen umfaßte die engere markgräfliche Familie nur noch die beiden unverheirateten Brüder des Erbprinzen. Der Ältere, Friedrich, war 31 Jahre alt, der Lieblingssohn seiner verstorbenen Mutter, ein seltsamer menschenscheuer Eigenbrötler; er ist, auch als er später (1791) heiratete — er blieb kinderlos — nie aus dem Halbdunkel seiner Existenz eines „nachgeborenen“ Prinzen hervorgetreten. Der Jüngste, Ludwig, sieben Jahre nach Friedrich geboren, des Vaters Liebling, galt als der lebhafteste und begabteste der Brüder. Er war aber im Jahre vor Luise-Karolines Heirat in preussische Militärdienste getreten und lebte also jetzt fern der Heimat.

Luise-Karolines eigener Anhang bestand nur aus ihrer Mutter und ihrem unverheirateten Bruder. Daß sie keinen größeren mitbrachte, war vielleicht bei der Denkweise Karl Friedrichs für seine Wahl nicht ohne Bedeutung gewesen. Ihre Mutter ist erst 1804 mit 74 Jahren gestorben. Bei dem ausgesprochenen Familienstimm, den Luise-Karoline immer zeigte, ist anzunehmen, daß sie auch nach ihrer Erhöhung eine gute Tochter blieb. Sie ließ ihrer Mutter ein stattliches Grabdenkmal setzen und scheint auch dem Vater eine treuere Erinnerung bewahrt zu haben als seine Witwe selbst. Wie einmal eine Friedhofsverlegung stattfand, „war meiner Mutter“, so erzählt ihr Sohn, Markgraf Wilhelm, in seinen Memoiren, „viel daran gelegen, zu erfahren, wo ihr Vater beigesetzt sei. Es war jedoch nicht mehr zu ermitteln.“ — Der Bruder war immer in Hofdiensten, zuletzt Oberstallmeister, geheiratet hat er nie. Er war begabt und kenntnisreich und wurde von seiner Schwester für ihre Korrespondenz, besonders zur Anfertigung von Konzepten, herangezogen. So ist anzunehmen, daß das immerhin leidliche Französisch ihrer Briefe von ihm stammt. „Es fehlte ihm jedoch an einer gewissen Haltung; auch befand er sich immer in Geldverlegenheiten“, schreibt Markgraf Wilhelm von ihm und bezeichnet damit Eigenschaften, die in einer erstaunlich gleichen Weise bei der Schwester wiederkehren. Luise-Karoline war immer schwach gegenüber Bitten, die sich an ihr „gutes Herz“ wandten, und so mögen die „Geldverlegenheiten“ des Bruders und der Mutter, die bei der Letzteren gewiß auch nach der Verheiratung ihrer Tochter weiterbestanden, nicht ohne Zusammenhang mit den finanziellen Nöten gewesen sein, in die sie selbst schon bald geraten sollte.

Zunächst aber schien auf die düsteren Jahre nach dem Tode der Markgräfin Karoline mit der zweiten Ehe Karl Friedrichs eine frohere Zeit für den Karlsruher Hof anzubrechen. Einer der nächsten Berater des Markgrafen, der Minister von Edelsheim, schrieb damals über ihn: „Er genießt in vollen Zügen Glück, das ihm um mindestens zehn Jahre verjüngt hat. Frau von Hochberg ist jung, hübsch, vergnügt, lebenswürdig, unangenehm, aufmerksam und fühlt sich sehr glücklich. Die ganze Familie hat sie gern und so scheint das Glück des Herrn Markgrafen für den Rest seines Lebens gesichert.“ — Luise-Karoline begleitete ihren Mann auf allen seinen Reisen, auch außerhalb des Landes: zu dem Fürststift von Sankt Blasien, zur Krönung Kaiser Leopolds nach Frankfurt, ins Bad nach Spa. Dabei wurde von dem Markgrafen strenge daran festgehalten, daß sie ihrem niederen Range entsprechend auftrat und behandelt wurde. Für unser heutiges Empfinden haftete dieser Stellung Luise-Karolines, so bürgertüchtig auch Karl Friedrich mit ihr zusammenlebte, immer noch etwas von der Kokoteweise einer „maitresse en titre“ an. Karl Friedrich bezeichnete seine Frau selbst in den vertraulichen Briefen an seine Söhne nie anders als „die Hochbergin“, und noch 1796, nach fast zehnjähriger Ehe, zeigte der glückliche 63jährige Vater seinem Minister Edelsheim an: „daß die Hochbergin am 8ten dieses mit einem Sohne niedergekommen ist“.

Zwei Umstände nur trübten diese Zeit: in den ersten Jahren blieb der Kindersegel aus und am politischen Himmel ballten sich immer drohender die finsternen Wolken der französischen Revolution zusammen. Da — 1790 — gebar endlich die Hochbergin ihren ersten Sohn und nun folgten in den denkbar kürzesten Abschnitten bis 1796 drei weitere Söhne und vor dem letzten noch eine Tochter, die alle bis auf einen Sohn am Leben blieben. Witten in dieses Familienglück aber auch die der Bliz des ersten Koalitionskrieges. Dreimal — 1792, 1795 und 1796 — muß Karl Friedrich mit seiner Familie vor den eindringenden Franzosen außer Landes fliehen, bräunend steigt das Gespenst einer schwä-

bischen Republik und der Verlust des angestammten Landes empor, und schon plant der sorgende Markgraf, sich im südlichen Rußland eine Freistätte zu gründen. In dieser Notlage entschließt sich der alte Reichsfürst, der bisher getreu auf Seiten des Kaisers gestanden hatte, vor den siegreichen französischen Waffen zu kapitulieren. Am 22. August 1796 unterzeichnet der bisherige Landvogt von Rötteln, der Freiherr Reichenstein, in dem Karl Friedrich den bedeutendsten Staatsmann seiner Regierungszeit gefunden hatte,¹⁾ den Sonderfrieden zwischen Baden und Frankreich. Und damit war die tragische Wendung in Karl Friedrichs Dasein vollzogen, die den nun schon fast siebzigjährigen alten Reichsfürsten für die letzten vierzehn Jahre seines Lebens einem dauernden, ihn innerlich zermürbenden Gewissenskampf aussetzte: zwischen seinem Herzen, mit dem er nach Tradition und Gefühl am Reiche hing, und der Staatsraison, die ihn in die Gefolgschaft Frankreichs, das war von jetzt ab Napoleon, zwang.

Für Luise-Karoline aber veränderte dies ganze Weltgeschehen vor dem einen großen persönlichen Erlebnis ihrer Mutterchaft: es rückte wie oft bei leidenschaftlichen, aber nicht eigentlich sinnlichen Frauen in den Mittelpunkt ihres gesamten Denkens, Fühlens und Handelns, und all die politischen Sorgen, die ihren Gatten und ihr Heimatland bedrängten, wurden für sie zu den rein menschlichen Sorgen einer Mutter um ihre Kinder. Und wahrlich, wenn sie an die Zukunft dachte, so hatte sie alle Ursache, des Nachts von wilder Angst gepackt aus dem Schlafe aufzufahren. So sehr der Markgraf ihr auch überzeugende Beweise seiner überpatriotischen Rüstigkeit gab, für das einfache Denken einer jungen Frau von Zwanzig war er doch nur ein alter Mann, der sich den Siebzig näherte und „jeden Augenblick sterben konnte“, — und nach dem natürlichen Lauf der Dinge eine lange Witwenschaft mit kleinen unmündigen Kindern, das Los ihres Lebens. Und was hatte der Markgraf getan, um es zu sichern? Voll Bitterkeit mußte sie sich gefehen: nahezu nichts. Mit der in der „Versicherungsurkunde“ niedergelegten Aussicht auf Sukzessionsfähigkeit konnten ihre Kinder verhungern, denn zur Zeit blühte ja der alte Stamm in nicht weniger als vier Prinzen, die alle noch Nachkommenschaft von sich erwarten ließen. Die kleine Neule, die der Markgraf ihr ausgesetzt hatte — nicht mehr als zwei-tausendfünfhundert Gulden im Jahr — zerrannen ihr unter den Händen, und mit Grauen gedachte sie ihrer Schulden, die immer mehr anwuchsen. In dieser Not sah sie nur einen Ausweg: sich selbst ein Wittum und ihren Kindern eine standesgemäße Versorgung zu verschaffen. Und dieses Ziel wurde von da ab der eigentliche Inhalt ihres Daseins. Mit der für einfach denkende Naturen ihrer Art so begeisterten Uneränderlichkeit hat sie durch ihr ganzes Leben hin diesen Weg verfolgt. Es wird oft so dargestellt, als ob die Gräfin Hochberg immer nur von dem einen heroisch großen Gedanken beherrscht gewesen sei, ihre Kinder auf dem badiischen Throne zu sehen, etwa nach dem Leitmotiv: „In meines Vaters Lande die Krone trage er!“ Aber dieses schöne romantische Bild findet in den überlieferten Tatsachen keine Stütze. Gewiß empfand gerade sie, die in höfischen Kreisen aufgewachsen war, die Demütigungen tief, denen ihre Kinder als solche einer mésalliance ständig ausgesetzt waren. Aber tatsächlich und praktisch hat Luise-Karoline immer nach dem Spruche gehandelt, daß ihr das Hemd näher war als der Rock. Nirgends findet sich ein Beweis, daß ihr die in weiter Ferne liegende Erbfolge ihres Stammes, die dem Markgrafen das Wichtigste war, an und für sich viel bedeutet hat. Sie hatte an ihr nur dann ein Interesse, wenn sie die Brücke bildete, um ihren Kindern eine standesgemäße Versorgung zu verschaffen; insofern trat sie mit ihrem ganzen Temperament und dem Einflusse des Ehebettes bei ihrem Manne dafür ein. Reichte aber die Erhebung zu Prinzen aus, um die Apanagierung zu sichern, so war ihr es vollkommen genug, zumal damit die Minderwertigkeitsstellung ihrer Kinder sich von selbst aufhob. Der Markgraf seinerseits brachte aber gerade der materiellen Seite der Lösung alle Hemmungen seiner sparsamen, oder, wie Luise-Karoline es später einmal bezeichnete, „knauerigen“ Natur entgegen. — Noch 1809 hat sie in einem Briefe an Napoleon den Standpunkt — Erhebung zu Prinzen ohne Recht der Sukzession — ausdrücklich als den ihrigen bezeichnet. In diesem Kampfe der Interessen und Auffassungen war es an dem kleinen Hofe ein Ereignis erster Ordnung, daß Karl Friedrichs Lieblingssohn, Prinz Ludwig, im Jahre 1795 nach dem unruhlichen Feldzuge gegen Frankreich den preussischen Dienst quittierte und nach Karlsruhe zurückkehrte. Ludwig war zweifellos der rühmlichste und für das praktische Leben begabteste unter den drei Söhnen aus Karl Friedrichs erster Ehe. Nur fehlten ihm alle höheren geistigen Eigenschaften, jeder Schwung der Phantasie und auch seine Klugheit erhob sich nicht eigentlich über den tieferen Grad der Schlaueit. Aber er war von einer gewissen Geschäftigkeit und Betriebsamkeit, weil er nur so einen Inhalt für sein Leben fand: allein mit sich, wurde er ein Opfer tödlicher Langeweile. Wie seine Brüder, war auch er im Grunde ein weicher Charakter: „Prinz Ludwig rückte nicht gerne mit der Sprache heraus, wie man zu sagen pflegt, sondern wollte lieber auf Umwegen zum Ziele gelangen, ohne sich persönlich voranzustellen, was aber oft nötig ist“, schreibt sein Stiefbruder, Markgraf Wilhelm, von ihm — und trifft damit einen wesentlichen Zug seiner Na-

¹⁾ Schnabel: Sigmund von Reichenstein, der Begründer des badiischen Staates. J. Hornung, Heidelberg, 1927.

tur — die Neigung, allen Schwierigkeiten aus dem Wege und immer in der Richtung zu gehen, wo die wenigsten zu erwarten und seine Vorteile am leichtesten zu erreichen waren. Ein Widerstand etwa aus dynastisch-idealistischen Gründen, wie ihn seine Schwägerin Amalie und sogar sein Bruder Friedrich der Ebenbürtigkeitserklärung seiner Stiefbrüder entgegensetzten, war des-

halb Ludwigs Nüchternheit schon an sich fremd, und war es doppelt, wenn ihm daraus Verlegenheiten bei seinem Vater erwuchsen. Im Gegenteil, konnte er sich mit auf diese Weise sein Wohlwollen verschaffen und ihn für seine Wünsche geneigt machen, so war er durchaus bereit, für die Sache der Hochbergs auch persönlich einzutreten.

Friedrich Singer / Klassenhaß / Ein Zeitbild

II.

Der alte Mann lächelte sanft in überlegener Abklärung über diesen wilden Ausbruch jugendlich-idealistischen Sturm und Dranges. „So stehen Sie doch hin auf öffentlichem Platze, predigen Sie den Leuten das alles, was Sie mir soeben gesagt haben, hämmern Sie es ihnen Tag für Tag ins Hirn, daß jetzt eine andere Zeit mit menschlicheren Gesetzen anzubrechen hat, die jedem Stand, auch dem unsern, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Und ich bin überzeugt, daß morgen schon der erste beste, des Weges kommende Verhekte Sie grimmig von unten her als Mithelfer an der Bedrückung der Niedrigsten, als Beauftragten der Großproben gegenüber den Besitzlosen hassen und verpöhlen wird. Aber eines, lieber junger Freund, ist und bleibt das Vornehmste: kümmern Sie sich nicht im geringsten um Hohn und Schimpf und zweideutige Bemerkungen: Eines Tages nach überstandener Prüfung wird das alles wie schlechtes, lächerliches Lappenwerk von Ihnen abfallen, und Sie werden triumphieren als geistiger Sieger über den plumpesten körperlichen Angriff!“

Gregor wanderte allein durch den dichten, feuchtkalten Herbstnebel heim. Er fluchte sich insgeheim, daß er immer alles so überernt und allzu gründlich nehme. „Andre gleichjunge Kameraden nehmen die unabänderlichen Dinge, wie sie sind; passen ihnen die Menschen nicht, so gehen sie ihnen aus dem Wege. Der geistigen Kampf auf dem abgetretenen Schlachtfeld auszutragen, daran kann nur so ein deutscher Grubelnarr wie ich denken.“

Er kam ins Dorf; unter der trüben Torlampe des Löwen stand eine geballte Gruppe schwarzer Gestalten. Natürlich, wie konnte es anders sein? Trotz der herrschenden Finsternis hatte man ihn erkannt. Er wollte sich zwingen, wegzuhorchen, doch die gemurmelten Worte drängten sich unverhüllt in sein Ohr: „Aha, da läuft der Herr Prügelmeister!“ „Du, sei still!“ „Lies dich ein andrer vernehmen, mein Bub sagt doch, der prügelt überhaupt nicht!“ „Halt dein dummes Maul. Der und nicht haben? Das soll ich glauben. So steht er grad aus, der Windhund!“

Gregor schluckte geduldig die gallige Bitternis hinunter, getreu den Weisungen seines alten Warners. Aufsehnend legte er sich ins kalte Bett. Vor dem Einschlafen überließ ihn plötzlich wieder in all der Menschenverachtung eine heiße Welle brüderlicher Empfindung zu aller Kreatur. In rauschhaft schönem Dämmertraum eins geworden mit Gott und Welt, dachte er nur noch unklar: „Nein, ich darf mich nicht einhüllen lassen von den teuflischen Schatten fluchenswerter Mißtrauens. Ich muß den Kampf der Liebe aufnehmen, ich muß werben für meine Idee, ich muß mich noch viel, viel inniger an meine Kinder hinstrecken, bis die Eltern, die vielleicht selbst nie in ihrem armen Leben der Goldtrömmer reiner Menschlichkeit berührt hat, denen man deshalb auch ihren Unglauben verzeihen muß, endlich, endlich einsehen, daß hier ein anderer Geist weht. Und dann erst wird auch der verheißteste Kerl mich in Ruhe lassen.“

Mit den gleichen Gedanken stand Gregor Streicher in aller Frühe auf und ging voll Begeisterung an sein Tagewerk. Und siehe da, alles gelang ihm besser als sonst, und wahre Befriedigung war der schönste Lohn der Mühen. Er hatte den Abend zur weiteren Einteilung für sich selbst benützen wollen, aber zufällig übernahm ihn ein gleichaltiger Kamerad, der mit dem Motorrad vorgefahren kam. „Sitzt du wieder daheim und mußt Trübsal blasen?“ zog ihn der lecke Sportler auf. „Mach's doch wie unsern, laß Rest doch Rest sein und stürz dich frischweg ins Leben.“ Trotz anfänglichen Sträubens nahm er Gregor mit aufs Motorrad und knatterte davon. Nach wenigen Minuten aber hatte das Rad eine Panne; sie konnten absteigen, und Gregor begleitete den Fahrer noch bis zur Hilfsstelle. Ausgerechnet den Augenblick hatten sie erwischen müssen, wo sämtliche Fabriken ihre Menschenmassen ausspüren. Es wurde ein richtiges Spiekrutenlaufen; es fehlte nur noch der Paradezug, spöttelte der Sportler. „Und weißt du, was mir unangenehm auffällt? Die Leute von deinem Ort kennen dich doch bestimmt alle, aber kaum einer grüßt dich.“ „Ach was,“ lenkte Gregor ab und ergriff selbst Partei für die andre Seite, „das kannst du doch von diesen Arbeitern, die alle von schwerer Anstrengung kommen, nicht verlangen. Steh dir doch diese Leute an, sie sind meist schon so abgestumpft und schwerfällig geworden, daß sie nur froh sind, möglichst rasch heimzukommen.“ „Aber hör' mal, mein Lieber,“ erwiderte der Kamerad, „du versuchst doch mit deiner besten Kraft, ihre Kinder zu erziehen, ihre Kinder mühten ihnen aber doch das Höchste und Bestmögliche sein: Also mühte doch auf dich wenigstens ein Schimmer von Ehrfurcht, ein kleines bißchen Achtung übertragen werden.“

Mich grüßt in meinem Dorfe jedes Erwachsene.“ „Glaub' ich,“ antwortete Gregor ärgerlich, „deine wohlhabenden Bauern auf ihrem fetten Weizenboden sind noch althergebrachter Sitte, aber hier unter fast lauter Proletariern wird dem Lehrer kein Extrawürstchen mehr gebraten. Aber wer weiß, vielleicht ist es ganz gut so, daß der Lehrer seine frühere patriarchalische Stellung verloren hat und unter dem Volke nur noch einer von seinesgleichen ist: Um so mehr kann er dann später zu gegebener Zeit als schließlich Mann ins Volk wirken.“

In zersäfter Stimmung nahm Gregor Abschied von seinem Besucher; er hatte zu nichts mehr recht Lust und Mut und wollte sich schon in einen seitlichen Feldweg drücken. Aber in diesem Augenblick sah er gerade die drei Eisengießer mit ihren dreckverprühten Manchesterhosen daherradeln. Nein, dachte er, die sollen nicht glauben, ich hätte gar Angst vor ihnen. Richtig, die drei hatten den tapfer heimwärts Marschierenden schon von weitem erkannt, und mit frechem Pfeifen und Johlen wollten sie ihn schon von hinten zwingen, sich nach ihnen umzudrehen. Gregor indes knippte feif geradeaus, und um den Kerlen jeden Vorwand einer Anrempelung zu nehmen, schritt er scharf am rechten Straßenrande entlang. „Der geht faul spazieren, wenn unjereins hunds müd von der Arbeit kommt,“ hörte Gregor dicht hinter sich höhnen, und rasiß; flog er rechts hinaus, eben noch über den Graben hinüber ins weiche Gras. Während die Burichen noch weiter flühten, brüllte einer hämisch zurück: „Der ist Scheints' aubstumm!“

Den Junglehrer packte die Wut. „Könnt ihr nicht links ausweichen? Die Straße ist doch wahrhaftig breit genug!“ rief er laut hin. „Was hat er gesagt? Der will am End noch maulen?“ Schon hatte sich einer von dem Rad geschwungen und pflanzte sich breit in den Hohlweg, die Vorausgefahrenen drehten bei und nahmen eine drohende Haltung ein. Siedendheiß überließ es den jungen Mann: nein, er war durchaus kein Feigling, es fehlte ihm nur manchmal der Anschwung, um furchtbaren Mut zeigen zu können. Bei Gott, er hatte schon Proben kühnen Wagemutes gegeben, aber — vom Sport zum Ernst war doch noch ein weiter Weg. Mechanisch griff er in die Tasche; Herrgott, jetzt eine Pistole haben zu seinem berechtigten Schutz. Grimmig dachte er an die Worte des Gutsherrn. Da fuhr seine Hand im Sack auf etwas Kaltes: Aha, sein altes Stelmesser. Heimlich drückte er die Klinge auf, sie schnappte ein; ein würgender Griff umklammerte das Heft. Trotz dem Blick geradeaus, durchmaß Gregor die letzten dreißig Meter. Was ihn in diesen lähmenden Sekunden durchbraute wie ein Lavaglutwirbel? Er sah sich gepackt, überwältigt, zu Boden getreten, vernichtet von der brutalen Gewalt... Nein, bäumte sich sein Selbsterhaltungstrieb auf, ich will mein Leben, meine Ehre teuer verkaufen. Pazifismus, verrückt! Wenn's schon bei den einzelnen Menschen so ist, wie dann erst bei den Völkern? ... Nun war er da — — — los?

Nein, doch nicht — denn wie geistesabwesend hörte er sich selber plötzlich sprechen, als rede eine fremde Person für ihn: „Guten Abend, ihr Herren!“ ... Verblüfft schob der eine von den dreien sein Rad zur Seite und ließ eine Gasse frei, der wütende Griff um das Dirschhornheft erlahmte, schon war Gregor zwanzig Meter voraus, als er hinter sich Streit hörte. „Du blöder Esel, was müßt du ihn durchlassen? Wart' nur, 's kommt wieder mal Gelegenheit.“

In Schweif gebadet kam Gregor heim. „Kommt an mein Herz, ihr tauenden Bitterkeiten,“ dachte er beim Einschlafen, „es bleibt mir nichts erspart, ich muß und muß halt unten durch. Aber wer weiß, wofür das ein Symbol ist. Vielleicht kämpft in mir mein armes Volk seinen letzten Irrenkampf aus und erwacht, versöhnt, vereint und neugestärkt zu edler Tat.“

Tagelang verfolgte den jungen Mann die Zwangsvorstellung von der üblichen Situation, in die er doch ohne seine Schuld geraten war. Wie sich schützen gegen eine Wiederholung, die unsehbar drohte? Die Ortspolizei anrufen? Er kannte ja nicht einmal die Namen der drei, die sich ja auch gewiß hüteten, ihn vor Zeugen anzugreifen. Sieh doch mit einer Waffe versehen? Nein. Gregor sah sich schon als unglückseligen Totschlicher, vor Gericht gezerrt, verurteilt, für die Zukunft vernichtet. Er fühlte sich so grenzenlos allein, so völlig hilflos. Und nochmals den Rat irgend eines Menschen, auch des wohlmeinendsten, einzuholen, er nie er als zwecklos, nachdem er bei dem Gutsherrn und dem alten Kollegen so sich widersprechende Antworten erhalten hatte. Der einzige Trost blieb die unbedingte Hingabe an die Arbeit, auch im

kleinsten sollte der heiße Puls treuer Opferliebe erklingen, daß es wenigstens, wo die stumpfen Menschen mit Haß dankten, ein Bekehren gab vor Ihm, in dessen Hände alles Werk zurückgelegt werden muß. Daß er bei aller Verinnerlichung noch schener geworden war, mochte Gregor sich selbst nicht eingestehen. Rücksichtsvoll wartete er nun immer die Stunde ab, wo die Arbeiterkolonnen heimgekehrt waren und ihm die Straße für seine Naturischwärmerei frei blieb. Und wenn er auch in Dämmer und Dunkel sich herumdrücken mußte: er hatte doch jetzt seine Ruhe.

Der Winter war verstrichen, die Erinnerung an den Zusammenstoß im Herbst starf verblaßt. Neue Lebenskraft strömte mit dem Frühling durch Gregors Adern, und wiederum warf er alles über Bord, was ihn bisher gehemmt und beängstigt hatte. „Sie haben umgelernt,“ sagte er zu sich, „und ich habe mich also doch durchgeseht.“ Er kam gerade aus den Dixererien zurück; die Nerven, von der Arbeit des Winters und der ewigen Spannung zermürbt, waren nun wieder straff und frisch, und hochgemuter denn je schritt der einsame Wanderer seinem Arbeitsfelde zu. So halb und halb überkam ihn aber doch eine Beklemmung, als er bei einem zufälligen Rückblick richtig wieder seine drei „Freunde“ daherradeln sah. Tatsächlich: an ihrem Gejohle mußte er erkennen, daß sie ihn bereits erspäht hatten. Die aufgestaute Wut, daß er ihnen ein halbes Jahr so listig ausgewichen, mußte sich explosiv entladen. Grimmig traten sie auf ihre Pedale los und kamen im Rennfahrrertempo schneidigst daher. „Diesmal foppe ich sie.“ Eine niegeahnte Gehässigkeit stieg in dem Verfolgten auf, er marschierte wieder, wie damals, scharf am rechten Straßenrande entlang, in dem Augenblick aber, wo die drei hintereinander ihn freisen mußten, war Gregor mit einem unerwarteten Satz über dem Straßengraben drüben. Ein Wutgeheul! Der Rädelstführer hatte sich zu sehr nach dem Angegriffenen herumgebogen: sein Rad kam ins Schwanken, mit äußerster Kraft riß er es nach links — um die Biegung der unübersehbaren

Hohlgaße setzte wie der leibhaftige Satan im 80-Kilometer-Tempo ein Auto: Ein Schrei, ein Knack: barsch gezogener Bremsen knirschendes Halt! Das Fahrrad, elendes Trümmerwerk, lag zerknittert in seiner armseligen Lächerlichkeit unter dem prallen Gummireif des funkelnd-schmissigen Herrschaftswagens, ein blutender Mensch wälzte sich halb eingezwängt unter dem zerbeulten Kotflügel. Als der Baron herausprang, standen die zwei andern Burschen immer noch verblüfft und ratlos vor ihrem Kameraden. „Herr Streicher!“ rief der Baron erleichtert aus. „Sie sind mir doch Zeuge, daß ich völlig schuldlos bin.“ „Selbstverständlich, Herr Baron, der Mann fuhr ganz links.“

Gregor drängte die hilflosen Gaffer energisch beiseite, hob den Verletzten vom Boden auf, stellte ihn auf die Füße. Aha, es ging nicht: Beinbruch links. Bis der Bursche mit des Junglehrers unproletarischem Spazierstock sachgemäß geschient war, bis Gregor — denn er allein hatte in dem Wirrwarr den Kopf behalten — den einen zum Arzt und den andern zu den Eltern des Verletzten geschickt hatte, dauerte es schon eine Weile. Nachzend lag der hart gestrafte Mißgeister am Boden und wagte nicht, seinem Helfer in die Augen zu blicken, obwohl in Gregor selbst ein leises Schuldgefühl zu nagen begann.

Soll die Geschichte rührend enden mit Gebettel um Verzeihung, mit idealer Veröhnung und Bruderfuß auf die stoppelbärtige Arbeiterwange? Nein, so läppisch und dilettantisch ist das Leben doch nicht gerade. Wem das Haßgift des Klassenkampfgedankens so gründlich eingeeimpft ist, für den kommt etwas derartiges Sentimentales nicht mehr in Frage.

Das aber konnte Gregor feststellen: die drei hatten durch eigne Schuld, mit Hilfe des sogenannten blinden Zufalls ihren Denkfetzel gekriegt, wobei sie ihn so nebenher auch kennen gelernt hatten als hilfsbereiten, durch keinerlei Standesvorurteile verwirrten Menschen.

Albert Preuschen / Der Sturm vom Jahr 1816

Die in den sechziger Jahren erschienene Chronik der Stadt Durlach von Fecht bringt zum Schluß ihrer heute noch lesbaren Darstellung das folgende Mundartgedicht. Es ist an sich nicht unbekannt geblieben. Trotzdem erscheint uns ein Neudruck für weite Kreise unserer Leserschaft angezeigt. — Der Dichter der humorvollen Beschreibung des Durlacher Sturms vom Jahr sechzehn, Albert Preuschen, ist 1802 in Karlsruhe geboren, studierte zunächst Theologie, ging dann zur Jurisprudenz über. In Bruchsal ist er 1856 als Hofgerichtsrat gestorben. Unter dem Namen Gerhard Helfrich hat Preuschen lyrische Gedichte veröffentlicht, ferner die Hebelausgabe des Verlages C. F. Müller-Karlsruhe vom Jahr 1843 besorgt und 1842 eine Badische Geschichte erscheinen lassen. Eine Zeittang gab dieser schriftstellerisch vielseitige Beamte in Pforzheim auch eine Zeitschrift „Der Beobachter“ heraus.

Der Sturm vom Jahr 1816.

Der Sturm vom Jahr sechzeh, der ich fast net a'bschreibe,
Wo d' Stadtor henn zittert, un d' Heiser henn krächt
Un Fenster senn a'falle in d' Kerch mit de Scheiwe
Und Fenster ich's worre, als wie in der Nacht.

Do hinne henn a'wackelt d' Vorträtter und d' Spieaet
Un's Hofstor hat a'wettert, un a'schlage hat d' Dir,
Un drauße hat's geregert mit Stücker von Hiegel
Und d' Lade senn a'flose so leicht wie Babier.

Und d' Eiche senn a'falle im Wald mit de Borzle,
D' Fapdaube hat's a'hobe, wie Schindle in d' Höh,
Un d' Babelbaum seh e noch dukendweiß borze
Wo Durlach nach Karlsruhe' quer iwwer d' Chaussee.

In d' Pfingz hats bei Senge d' ganz Rihherd nei a'risse.
Von selber hat bloße em Ruhherd sei Horn,
In d' Winger hats ganze Stück Maure nei a'schmisse,
Un's Dach uffm Dornbera hat's weq a'feat vom Dorm.

Im Basslerdor hat sich aus Angst vor dem Dose
En Dieb an sei'm eigenen Halsstuch uffknipft,
Un a' Gröbkinge hats schler 's alt Pfarrhaus umblose
Un d' Hewamm hats richtig uff's Rothausdach a'lipft.

En Fra hats mit samt ihrem Schemel weatrage,
Wo unner der Handdir e Gänze hat a'schopft,
Der Schild hats am Haus vom Nazzler weq a'schlage
Und Geld uffem Tisch ich wie närrisch rum a'hopft.

Der Ausscheller hat ebbes ausschelle welle,
Er hat als Wei aus de Schell trunke deriell,
Und so wie er grad sich will stelle zum Schelle,
So dunkl's en in Stadtbronne samt feinere Schell.

Anlässlich der heutigen Wiedergabe des Mundartgedichtes über unsere gute Nachbarstadt Durlach sei daran erinnert, daß der Dichter Josef Viktor von Scheffel im Jahr 1852 unter Preuschen auf dem Hofgericht zu Bruchsal arbeitete, von dort aus dem Staatsdienst nach Italien entwich und den „Trompeter von Säckingen“ heimbrachte. Solange dieser Sang vom Oberrhein gelesen wird, wird auch der Kater Hiddigeiget genannt werden. Dieser philosophische Kater bekam seinen Namen von dem der Hauskate bei Preuschens in Bruchsal! Man sieht, wenn man selbst als Hofgerichtsrat, als Dichter und Schriftsteller leider gar leicht vergessen werden kann: dank einem lieben, klugen Haustier mit dem seltsamen, wohl von Preuschen erfundenen Namen Hiddigeiget, kann man schließlich doch in eine kleine literarische Unsterblichkeit schlüpfen.

Un d' Gond henn was a'winzelt un a'jhrane henn d' Kabe
Un ferchterlich brüllt henn a d' Dre un d' Rhib,
Vom Himmel erunner senn a'falle d' Spabe
Kei Gogler hat a'rufe sei Gigeret.

Kei Menschekind glaabt's meh, wies damals hat piffte
Soll derjet 'r glaabe, 's ich a'weise kei Schleck,
Mei Fra hat ihr Kochbuch vom Schast runner a'risse
Un senat draus un meint, 's sei ihr Giansbuch im Schreck.

Jo d' Leit die henn sellemol 's Bete o ana'fange,
Net d' Weiber alleinia, aa d' ledische Voricht,
Dann selle ich aa 's Karefiere vergange
Uns Danze, uns Keale, un Hunger un Doricht.

In Herrschaftskeller senn d' Schreiber nei a'losse
Vor Angst un vor Forcht uff de Amtskellerei,
Un henn en Ohm Efer im Schrecke nei a'losse
Mei 's Pfetterichs Ernüle ich aa a'wekt darbei.

Mei Vetter alleinia hat a'meint er mißt fobbe,
Un laaft mir nix dir nix so nimmer in Hersch,
Un sauft mir nix dir nix so sex bis acht Schoppe,
Wart norr, wie du deiner Frau anfonme werfch.

Nord will er nach Gottsau, so voll bis zum Valle
Und wie er seht krache als d' Baim uff d' Chaussee
Do ich er vor Angst in de Landarawe a'falle,
Und seit sellem Stormwind do sauft er nix meh.

Mei Zweaschdebaam hat mer's im Gaarde verbroche,
Un schmeißt mer en arad uff mei's Nachbars sei Hond,
Und dem hat's verschlage all' Rippe un Knoche,
Un mir zwei senn Feind a'wekt vo sellere Stond.